

- [Enttäuschung für Spediteure](#)
[Achim Schmid, epd-Redakteur in München](#)
 - [Lernen - Beten - Handeln: Ökumene leben](#)
[Renate Schiller, Fürth-Poppenreuth](#)
 - [Buchbesprechung: Johannes Wirsching, Ich trete aus der Kirche aus, Aus einem theologischen Briefwechsel, Waltrop 2000, ISBN 3-933688-41-8](#)
[Martin Ost, Schriftleiter des KORRESPONDENZBLATT](#)
-

Enttäuschung für Spediteure Achim Schmid, epd-Redakteur in München

Für die bayerischen Speditionen und Umzugsfirmen war die Tagung der Landesynode in Rothenburg eher wenig erfreulich: Das Kirchenparlament vertagte die Entscheidung, ob Pfarrerinnen und Pfarrern nach zehn Jahren auf mehr oder weniger sanften Druck sich neue Stellen suchen und kreuz und quer innerhalb Bayerns umziehen müssen. Damit bleibt es - zumindest bis zur Synode in Landshut Ende März - bei dem bayerischen Sonderweg, der eben nicht eine notfalls "zwangsweise" Versetzung der Theologen vorsieht, wie sie im Bereich der VELKD zumindest auf gesetzlicher Grundlage möglich ist. Um einem Hauen und Stechen und grundsätzlicher Kritik an den Pfarrern vorzubeugen, betonte Synodalpräsident Haack in seiner Eröffnungsrede, dass über "manche Konfliktfälle" nicht vergessen werden sollte, "mit welchem Engagement, mit welchem persönlichen Einsatz und mit welcher Liebe und Freude von der grossen Mehrheit unserer Pfarrer und Pfarrerinnen in unseren Gemeinden, in den Diensten und Werken gearbeitet wird". ("Beifall" - so das Protokoll). Und auch in der sorgfältigen, abwägenden Diskussion in der historischen Rothenburger Reichsstadthalle hatte der Synodale Heinitz bei der Einbringung der Gesetzesvorlage bereits die Begrenzungs-Pflöcke eingeschlagen, Ängste und Emotionen herausgenommen und einige Klischees zurecht gerückt: Denn wie empirisch zu belegen sei, habe die "Verweildauer" der Pfarrer auf ihren Stellen in den letzten Jahren nicht zugenommen, sei der grösste Teil der Pfarrerschaft nach acht, zehn oder zwölf Jahren durchaus (freiwillig!) zu einem Wechsel bereit.

Und auch in der jetzigen Debatte gehe es nicht darum, den Amtsinhaber "ohne Rücksicht auf seine Situation in der Gemeinde oder seine persönliche und familiäre Situation" rigoros und automatisch zwangsweise zu versetzen. Die weitere Arbeit in der Gemeinde dürfe auch nicht von einem dementsprechenden Votum des Kirchenvorstands abhängig gemacht werden,

weil dadurch unvorhersehbare, wechselseitige Abhängigkeiten geschaffen würden. Und eine "Zwangsversetzung" könne schon gleich gar nicht zu einem Mittel des Disziplinarrechts werden.

Schnell folgte die Synode dem Vorschlag Heinritz, genaue "Spielregeln" für Versetzungen etwa nach 15 Amtsjahren auf einer Stelle zu entwickeln. Wie Landesbischof Friedrich erst dieser Tage bei einem Treffen von Kirchenvorstehern bekräftigte, sei die "Zwangsversetzung" von Pfarrern nach zehn Jahren "vom Tisch". In einem gemeinsamen Ausschuss mit dem Pfarrerverein habe man sich darauf verständigt, den 15-jährigen Dienst an einem Ort als Grenze für den notwendigen Wechsel zu ziehen. Dabei gelte allerdings auch, dass Zwangsversetzungen die "Ausnahme" sein sollen. Neben diesen Planungen, die natürlich für Pfarrer und ihre Familien nicht ganz unwichtig sind, hat die Synode eine ganze Reihe von Gesetzen beschlossen, die den Beruf des Pfarrers, die das nach aussen gängige Pfarrerbild zumindest tan-gieren. Denn die Rothenburger Synode hat nicht nur den Prädikanten-Dienst neu geregelt und dieses Amt als gleichwertige Beauftragung beschrieben, sondern auch ein "Ehrenamts-Gesetz" verabschiedet. Dieses Gesetz setzt - endlich - einen Schluss-punkt unter jahrelange Beratungen, die bereits mit der Verabschiedung der "Leitlinien" zum Ehrenamt 1993 auf der Günzburger Synode begannen. Durch das Gesetz werden diese Leitlinien verbindlich, bekommen die rund 135.000 Ehrenamtlichen im Bereich der Landeskirche verbrieft Rechte - aber auch Pflichten. Für die Pfarrer bedeutet das, dass sie nun Partnerinnen und Partner "auf gleicher Augenhöhe" haben.

Die Praxis und vor allem Umsetzung des Gesetzes bietet die Chance, dass der Gemeindepfarrer und die Gemeindepfarrerin ganz konkret entlastet werden. Voraussetzung ist freilich, dass sie bereit sind, Kompetenzen abzugeben und zu delegieren und zu ak-zeptieren, dass es neben ihnen in der Gemeinde auch noch andere Leute gibt, die Lesen und Schreiben und Organisieren und Verwalten können. So verstanden, könnte dieses Gesetz den Pfarrern eine echte Chance geben, sich auf ihr Eigentli-ches, auf Seelsorge und Verkündigung zu konzentrieren. Das klappt aber nur, wenn die Pfarrer dieses Gesetz nicht als Be-schneidung, sondern als Entlastung verstehen. Dazu gehört dann auch, wie der kirchliche Finanzchef Meier formuliert, ein neues "Selbstwertgefühl" der Pfarrer: Sie sollten sich, so seine Anregung, von dem gesamtgesellschaftlich vorgegebenen "Machervirus" lösen, dass also nur der Anerkennung findet, der konkrete, messbare und vermittelbare Leistung bringt. Denn die genuin seelsorgerlichen Aufgaben sind nun eben gerade nicht zeitlich oder "outputmässig" quantifizierbar. Dem könnte auch, so Meier weiter, der sinnvolle Einsatz bewährter Management-Methoden dienen, was keinesfalls mit einer generellen "Ökonomisierung" der Kirche zu verwechseln sei.

Insgesamt wäre diese Frage (neues Pfarrerbild?) in der Kirche leichter zu klären und voranzubringen, wenn wir end-lich mit- und untereinander offen, fair und deutlich sprechen würden.

Ein schönes Beispiel für diese Botschaft hinter den Wörtern war auf der

Synode die Diskussion um ein neues Wahlverfahren zur Landessynode:
Ursprünglich ging es nur darum, durch ganz geringfügige Verschiebungen des Anteils von "geistlichen" und "weltlichen" Vertretern aus den Regionen neuen Dekanatszuschnitten in Diaspora-Gebieten und kirchlichen Wachstums-Regionen Rechnung zu tragen. Die Voten einiger Synodaler aus Franken liessen indes vermuten, dass es hauptsächlich um eine Stellvertreter-Debatte, um Repräsentanz, um Berücksichtigung des ländlichen Raums etc. ging. Ohne Zweifel alles wichtig und wert der Erörterung - aber eben nicht eingepackt in das Synodalwahlgesetz. Deshalb war es wohl letztlich eine weise Entscheidung der Synode, bei der engen, pragmatischen Fragestellung zu bleiben, wie eben kirchliches Wachstum berücksichtigt werden kann. Wobei die Gesamtzahl der Synodalen gleich bleibt. Neu ist lediglich, dass es statt bisher 13 Wahlkreisen nur noch sechs Wahlkreise geben soll, die in Teilwahlkreise gegliedert sind. Neu ist nach Auskunft von Oberkirchenrat Böttcher auch, dass die weltlichen Synodalen nur noch auf der Ebene der Teilwahlkreise gewählt werden sollen. Die nächste Synode in Landshut hat das Thema "Protestantismus und Kultur". Spannend wird sein, ob es auch bei diesem urprotestantischen Gegenstand gelingt, die eigentlichen innerkirchlichen Botschaften und Fragestellungen hinter diesem Thema zu artikulieren und gleichzeitig verstecken.

Achim Schmid, epd-Redakteur in München

[TOP](#)

Lernen - Beten - Handeln: Ökumene leben
Renate Schiller, Fürth-Poppenreuth

Ökumene vollzieht sich in vielerlei Formen und auf unterschiedlichen Ebenen:
- Ehepartner aus verschiedenen Kirchen leben in "konfessionsverbindender Ehe."

- Gemeinden feiern ökumenische Gottesdienste, geben gemeinsame Gemeindebriefe heraus.

- Organisationen wie die "Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen" (AeK) oder der "Ökumenische Rat der Kirchen" kommen zusammen und erarbeiten gemeinsame Erklärungen.

- Spektakuläre ökumenische Ereignisse wie im Oktober 1999 in Augsburg gehen sogar durch die weltliche Presse.

- Ein ökumenischer Kirchentag (2003 in Berlin) ist bereits angekündigt und erweckt bei vielen grosse Hoffnungen.

Ökumene, das Zusammenkommen und Zusammenarbeiten von Christinnen und Christen aus verschiedenen Kirchen und Konfessionen wird erlebt als

- manchmal beglückend und sich gegenseitig stärkend

- manchmal taktierend und sich misstrauisch beobachtend
- manchmal in Konkurrenz und mit grossen Ressentiments gegeneinander.
Ökumene ist gemeinsame Anstrengung und Arbeit, aber auch ein Gewinn für alle, die sich darauf einlassen.

Das überzeugendste Beispiel gelebter Ökumene (- im Vollsinn des Wortes -) ist für mich seit langem der "Weltgebetstag". Seine Wurzeln liegen in der Zusammenarbeit von Frauen, meist Laienfrauen aus verschiedenen Kirchen und das ist bis heute sein Wesensmerkmal geblieben.

Deshalb beeinträchtigen auch beschwerliche, die offiziellen Beziehungen belastende "Hirtenworte" o. Ä. das Denken und Tun der engagierten Frauen kaum.

Das internationale Motto der Weltgebetstagsbewegung "Informed prayer - prayerful action" haben wir in unsere Sprache so übertragen: Voneinander lernen - miteinander beten ? gemeinsam handeln. Immer am ersten Freitag im März feiern ChristInnen überall auf der Welt die gemeinsame Liturgie, die in jedem Jahr von einem anderen Land erstellt wird. Aus kleinen Anfängen in den USA vor über 100 Jahren entstand eine weltweite ökumenische Basisbewegung.

Ökumene wird erlebbar.

In über 170 Ländern versammeln sich Menschen an diesem Tag zum Gebet, aus allen christlichen Kirchen. Das Symbol dafür ist das Zeichen des Weltgebetstags: Aus allen vier Himmelsrichtungen kommend, knien Frauen im Gebet und bilden so ein Kreuz, das den Erdkreis umschliesst. Und auch aus allen Glaubensrichtungen kommen sie zusammen. So lernen z.B. wir Frauen aus den Grosskirchen (evangelisch?lutherische und römisch?katholische) Frauen aus den in Bayern kleineren Kirchen kennen: Methodistinnen, Baptistinnen, Mennonitinnen, Altkatholikinnen, Frauen aus der Heilsarmee, reformierte und orthodoxe Christinnen. Und es ist eine beglückende Erfahrung bei der gemeinsamen Gottesdienstvorbereitung, dass unsere verschiedenen Traditionen uns bereichern können, statt uns zu trennen.

Ökumisches Lernen vollzieht sich hier noch in anderer Beziehung: Christliche Kirchen weltweit nehmen einander wahr. Dass z.B. im Nahen Osten neben Juden und Muslimen auch palästinensische Christen leben, ist vielen bei uns erst durch den Weltgebetstag aus Palästina 1994 bewusst geworden. Wir verfolgen Zeitungsberichte aus Weltgebetstagsländern anders als vorher, weil wir nun voneinander wissen.

Voneinander lernen ? miteinander beten

Das Bewusstsein, dass am Weltgebetstag eine Woge des Gebets um die Erde geht, vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang, ist für viele ein erhebendes Gefühl. Wir lassen uns dabei auch auf ungewohnte Formen und Worte ein, auf neue Lieder, sogar in der Landessprache, und auf fremde Rituale, wie z.B. den "Kreuzweg" der Indianerinnen (1981) oder die "Kava-Zeremonie" aus Samoa. Dass in der Weltgebetstagsbewegung Beten und Handeln zusammengehören, zeigt sich auf vielerlei Weise. Die Kollekte (in Deutschland mehr als 5 Millionen DM jedes Jahr) ermöglicht die Unterstützung vieler Frauenprojekte. Unterschriftensammlungen (z.B. gegen

den Sex?Tourismus nach Thailand) oder Aktionen, die die Einhaltung sozialer Mindeststandards in der ostasiatischen Textilindustrie zum Ziel haben, schärfen auch das politische Bewusstsein bei uns. So sind sie ein Stück gelebte Ökumene, ein Zeichen dafür, dass wir in einer Welt als Geschwister miteinander leben.

Inzwischen hat diese Basisbewegung auch eine Struktur bekommen: ehrenamtlich arbeitende Nationalkomitees in vielen Ländern und ein internationales Komitee, das mit wenig Organisationsaufwand die Arbeit koordiniert. In den Leitsätzen heisst es:

"Durch den Weltgebetstag

- bekräftigen Frauen in aller Welt ihren Glauben an Jesus Christus;
- teilen Frauen in aller Welt miteinander ihre Hoffnungen und Ängste, ihre Freuden und Sorgen, ihre Möglichkeiten und Bedürfnisse.

Durch den Weltgebetstag werden Frauen ermutigt,

- die ganze Welt wahrzunehmen und nicht länger isoliert zu leben;
- sich durch die Glaubenserfahrungen von Christinnen und Christen anderer Länder und Kulturen bereichern zu lassen;
- die Belastungen anderer Menschen auf sich zu nehmen und mit ihnen und für sie zu beten;
- sich ihrer Gaben bewusst zu werden und sie im Dienst der Gesellschaft zu nutzen.

Durch den Weltgebetstag bekräftigen Frauen, dass Gebet und Handeln untrennbar sind und dass beide einen nicht zu ermessenden Einfluss in der Welt haben."

Für mich sind diese Sätze richtungweisend für jedes ökumenische Miteinander, nicht nur für Frauen!

Renate Schiller, Fürth-Poppenreuth

[TOP](#)

**Buchbesprechung: Johannes Wirsching, Ich trete aus der Kirche aus, Aus einem theologischen Briefwechsel, Waltrop 2000, ISBN 3-933688-41-8
Martin Ost, Schriftleiter des KORRESPONDENZBLATT**

Der Dialog per Brief beginnt ungewöhnlich: Die Neuzugezogene wendet sich an ihren neuen Pfarrer und bekundet Interesse an der Kirchengemeinde. Er endet für beide unbefriedigend mit einem Kirchenaustritt.

Im Grund ist das kein Wunder: sie passen nicht zusammen. Sie, jung verwitwet, vier Kinder, adelig, umfassend gebildet, elegant im Schreibstil, witzig, er ein vom sozialen Engagement geprägter Pfarrer, offen für alles, mit sorgsam gepflegter Abneigung gegen alles Pietistische (was er dafür hält). Sie kritisiert eine evangelische Kirche, in der das Heilige untergeht im Rationalen,

das Amt ausgespielt wird gegen das allgemeine Priestertum ("Der Mensch formt sich das Amt, nicht das Amt den Menschen", schreibt er einmal), Feierlichkeit eines Gottesdienstes als "irrational" verdächtig und "Gefühl" an Weihnachten ein Zeichen von Nichtverstehen des "Eigentlichen" ist. Sie erzählt von ihrer früheren Gemeinde als "geistlicher Heimat", von Gemeinschaft beim Abendmahl und Miteinander im Leid. Er antwortet mit einer (bewundernswert langen) Liste von Gemeindegemeinschaften, Partnerschaften und Aktivitäten im weltweiten Kontext und scheint nicht zu merken, dass es nicht das ist, was sie braucht und sucht. Sie kritisiert eine Kirche, die nicht spürt, wie sie ihr Eigentliches verloren haben könnte.

So entsteht kein Dialog: "Will meine Zeit mich bestreiten:/ Ich lasse es ruhig geschehn./ Ich komme aus anderen Zeiten/ Und hoffe, in andre zu gehn.", mit Grillparzer beschreibt sie die Distanz, die sie zu diesem Pfarrer und dieser Kirche hat. Am Ende bleibt nur die Trennung - leider nicht nur von dieser Gemeinde. Ob sie in einer anderen gefunden hätte, was sie sucht, ob sie es in Süddeutschland eher gefunden hätte, wir müssen uns der Frage stellen.

Dennoch bleibt bei mir Unbehagen: Wir finden bei "Alexandra von Sintersheim" die geschmäckerliche Kritik einer Heike Schmall oder Gabriele Wohmann, denen es gar nicht traditionell genug sein kann, die bei "Luther 1912" vor Begeisterung schmatzen, weil "es einfach Kultur" ist und die nie versucht haben, die Gründe für das Neue zu verstehen.

Weiter: Ein "Briefwechsel" ist angekündigt, veröffentlicht werden fünf Briefe des Pfarrers (22 Seiten) und neun Briefe der Frau von Sintersheim (78 Seiten). Es gibt Briefe und Begegnungen dazwischen, die nicht abgedruckt sind. So kann man, je länger, um so weniger verstehen, wie das Gespräch sich entwickelt. Dem Pfarrer und seinen Argumenten wir man so (vielleicht) nicht gerecht: es kann sein, er hat in den nicht abgedruckten Teilen des Briefwechsels genau jene Fragen angesprochen, auf die man jetzt die Antwort vermisst.

Am Ende liefert er nur noch die Stichworte für ihre immer pauschalere Kritik an seiner Haltung zum Wehrdienst oder dem Konzept des Konfirmandenunterrichts. Aus einem Dialog wird eine Rechtfertigung ihres Austritts und ein Abschreiben dieser Kirche.

Die Rolle des Herausgebers in diesem Zusammenhang ist mir immer fragwürdiger geworden. Sein Nachwort endet: "Im Himmel wird es ohnehin mehr Aristokraten als Demokraten geben." und ich werde den Verdacht nicht los, als habe er seine Polemik gegen (die eigene) Kirche in einen Briefwechsel verpackt.

Weil es diese Kritik gibt und weil sie hier über weite Strecken geistreich vorgetragen wird, sollte man sich dem Buch aussetzen und dem Kollegen (falls es ihn wirklich geben sollte) zugute halten, dass ihm mehr eingefallen ist zu seinem Gemeindeglied, als ihre Art "liebenswert, so scharmant" (!) zu finden (eine gegenüber Frauen häufige Art der Abqualifikation: statt mit Inhalten setzt man sich mit ihrem Äusseren auseinander - wie müsste man da manchen Mann beurteilen?! Ich hoffe, dass es keinen Pfarrer gibt, der es wagt, die folgenden Sätze aufs Papier zu bringen: "Wie bestimmt haben Sie

zur Sache gesprochen! Unbequem, vielleicht auch unzeitgemäss - aber immer geschmeidig, gewinnend, liebenswürdig... Die Leute... haben mir später gesagt, sie seien zwar anderer Meinung, würden Ihnen aber gerne zuhören, Sie brächten etwas mit, was es heute kaum noch gibt: klare Gedanken, dazu Stil, Takt, Haltung." Ob er es gewagt hätte, einen Mann auf solch infame Art "altmodisch" zu nennen? Durchaus ein Grund, der Kirche den Rücken zu kehren!).

In seiner Einseitigkeit ist das Buch insgesamt so schwer ertäglich wie jene Kommentare von Frau Schmoll, die ihre eigene Kirche je länger je weniger zu lieben und zu verstehen aber eben auch nicht zu kennen scheint.

Martin Ost, Schriftleiter des KORRESPONDENZBLATT

[TOP](#)
